

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg., ausschließlich Bestellsgeb.

Redaktion: Lauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 13698.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauchaer Str. 19/21. Telephon 3721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

In der Denkschrift zum diesjährigen Etatentwurf werden neue Steuern angekündigt.

Der Reichstag hat sich in seiner heutigen Sitzung mit dem Nachtragset für Südwestafrika zu befassen.

Der französische Minister des Auswärtigen erklärte, von einer russischen Anleihe sei keine Rede.

Die verkrachten Gotteskinder.

Leipzig, 13. Dezember.

Mancher wird nach dem heftigen Zusammenstoß zwischen Regierung und Zentrum in der vorigen Woche neugierig gewesen sein, wie die verkrachten Brüder sich schließlich wiederfinden würden. Daß aber das Zentrum so jämmerlich und so schnell zu Kreuze kriechen würde, das werden wohl wenige erwartet haben. Kein Zweifel, daß wir schließlich die einzigen sein werden, denen diese Affäre nützt; um so mehr ist es nötig, zu sehen, woraus unser Gewinn erwächst.

Die Zentrumspartei hat unter unsern Gegnern dieses besondere Interesse, daß sie die einzige bürgerliche Partei ist, die noch einen bedeutenden Teil der Arbeiterklasse hinter sich hat. Deshalb konnte sie umhin, sich dann und wann als Vertreterin von Arbeiterinteressen aufzuspielen. Aber es waren in ihr zu viele verschiedene Klasseninteressen vertreten; sie vereinigte Bauern, Arbeiter, Kleinbürger, Grundbesitzer und Kapitalisten unter ihre Fahne. Deshalb konnte ihre Vertretung der Arbeiterinteressen sich nicht über das Niveau des Scheines und der Reklame erheben. Als Arbeiterpartei, oder sogar als arbeiterfreundliche Partei, war das Zentrum schon längst verkracht.

Man könnte nun das lärmende Auftreten Erzbergers als einen Versuch betrachten, die katholische Partei wenigstens mit dem Glanze einer Hüterin der Menschlichkeit zu bekleiden. Sie brauchte dann nicht einmal auf einen hohen Idealismus ihrer Wähler zu spekulieren; denn gerade in der Kolonialfrage deckt sich das materielle Interesse der weitesten Volksmassen mit der Befreiung der Kultur und der Bekämpfung der Kolonialgreuel. Die an den Regern verübten Schandthaten bringen kein Gold ins Land, das imstande wäre, die Schmerzen der deutschen Spießer über diese Greuel zu lindern. Im Gegenteil: die ganze Kolonialherrlichkeit ist nur ein Mittel, die Volksmasse zu schröpfen zugunsten einer

Minderheit von Großkapitalisten, die hohe Subventionen, von Beamten, die hohe Gehälter, und von Spekulanten, die hohe Wuchergewinne erzielen — nicht aus der Arbeit der Regier, sondern aus den indirekten Steuern in Deutschland. Deshalb ist eine energische Bekämpfung der Kolonialpolitik gleichzeitig ein Interesse der Humanität und ein materielles Interesse der großen Arbeiter-, Kleinbürger- und Bauernmasse.

Darum war es den Zentrumspolitikern jedoch nicht zu tun; für Volkinteressen und Humanität zu kämpfen, überließen sie, wie immer, den Teufelskindern, den materialistischen Sozialdemokraten. Ihnen kam nur darauf an, die Kolonialnebenregierung ihrer Missionen, die sie bisher durch heimliche Intrigen zu betreiben versuchten, nun durch einen öffentlichen Oppositionspektakel zu fördern. Als aber dieser Versuch, die Regierung einzuschüchtern, an seiner eignen Unsauberkeit gescheitert war, da war die einzige Sorge des Zentrums, seinen Platz an der Sonne auch weiterhin zu behaupten. Als Regierungspartei lebt es sich ja viel schöner denn als verstoßene Opposition.

Damit wird man aber bei den Wahlen schwerlich auskommen, und diese rücken schon in unheimliche Nähe. Womit hofft das Zentrum dann die Arbeiterwähler zu gewinnen? Es hat die Arbeiterinteressen im Stich gelassen, es hat Humanität und Kultur im Stich gelassen, alles, um Regierungspartei sein zu können. Was hat es dann überhaupt noch, um seine Arbeiter von der Sozialdemokratie abzuhalten und an sich zu fetten? Es hat noch einen großen letzten Trumpf, auf den es offenbar seine ganze Hoffnung gesetzt hat: die Religion.

Das Zentrum setzt sein ganzes Vertrauen auf das Glaubensband, das die katholischen Arbeiter mit den Angehörigen anderer Klassen verbindet, und rechnet darauf, daß diese Arbeiter keinem andern als ihren Glaubensgenossen ihre Stimme geben werden. Wir rechnen darauf, daß diese Arbeiter ihre Klasseninteressen erkennen werden und danach stimmen. Das Zentrum handelt dabei nach seiner Lehre, daß die religiösen Ideologien, wir handeln nach unsrer Lehre, daß die Klasseninteressen im politischen Kampfe entscheiden. So wird der Ausgang der Wahlkämpfe zugleich ein Prüfstein zur Beurteilung der beiderseitigen gesellschaftlichen Theorien.

Gegen die historisch-materialistische Auffassung, daß die Massenengstände die Trennung der politischen Parteien beherrschen, wurden von den Bekämpfern unsrer Theorie oft die rheinischen Arbeiter vorgeführt, die in der Politik nicht ihrer Klassenlage, sondern ihrem Glauben folgen. Siehe da, sagte man, die große Macht der Ideologie; siehe da den Beweis, daß sogar in der Politik nicht einmal die ökonomischen Verhältnisse entscheiden. Auf diese Weise mußten die braven Vergleute an der Ruhr nicht nur als Helfer der faulen Praxis, sondern auch als

Schwurzeugen der faulen Theorie den herrschenden Klassen herhalten.

Die eifrigen Bekämpfer unsrer Anschauungen übersahen dabei, daß Marx und Engels immer auf die ökonomischen Verhältnisse als Ursachen in letzter Instanz hingewiesen haben. Und wenn sie dies sonst nicht verstanden, so könnte gerade das Beispiel der rheinischen Arbeiter ihnen den Weg zeigen, auf dem sie zum Verständnis dieses Ausspruchs sich emporarbeiten könnten. Aber mit geistiger Anstrengung sich zu einem solchen Verständnis durchzuringen, das hat die bürgerliche Kritik nie als ihre Aufgabe betrachtet; viel leichter, und für ihr Ziel zweckmäßiger war es, solche unverständlichen Aussprüche zu verdammten und zu verhöhnen.

Unsre Aufgabe ist es demgegenüber immer aufs neue, uns an der Praxis des Lebens und den theoretischen Aufklärungen unsrer Vorkämpfer zusammen eine gründliche Einsicht in das Wesen der gesellschaftlichen Kräfte zu verschaffen. Wir sehen in der Tat überall, daß Ideologien, Theorien, Traditionen einen großen Einfluß in der Gesellschaft ausüben und den Einfluß der wirklichen, tatsächlichen materiellen Interessen sogar aufheben und verdecken können. Woher kommt diese Macht? Eine Ideologie entsteht nicht aus dem Nichts, sie ist nicht künstlich ausgebrütet worden, sondern immer ein geistiges Abbild von realen, tatsächlichen Verhältnissen. Die umgebende Welt wird vom Geiste immer in der Gestalt allgemeiner Begriffe und Vorstellungen aufgenommen; die tatsächlichen irdischen Klasseninteressen werden, ohne auf ihre Besonderheit und ihre Grenzen zu achten, als allgemeine, unbeschränkte, über Zeit und Raum erhabene Anschauungen und Ziele aufgefaßt. Diese geistigen Abbilder der Wirklichkeit bleiben bestehen und erhalten sich zähe durch Tradition, solange nicht neue Verhältnisse den Menschen neue Eindrücke aufdrängen. Dann verschwinden sie selbstverständlich noch nicht sofort; es beginnt ein Kampf zwischen der alten Theorie und der neuen Praxis, zwischen der überlieferten Tradition und den neuen Interessen. Das traditionelle Handeln nach dem früher vernünftigen aber jetzt überholten Schema muß dabei nach und nach weichen dem Handeln nach dem neuen lebendigen Interesse; und das neue Interesse und die neue lebendige Welt bildet sich zu einer neuen Theorie aus, welche die alte, jetzt zur leeren, außerhalb des wirklichen Lebens stehenden Form herabgesunkene alte Lehre allmählich verdrängt. Die Anhänger der alten Tradition und der veralteten Interessen reden dann immer von einem Kampfe zwischen Geist und Materie, oder in theologischer Sprache, zwischen Himmel und Erdenwelt. In Wirklichkeit ist er ein Kampf zwischen der alten, nicht mehr passenden und der neuen, der Wirklichkeit entnommenen Ideologie; ein Kampf zwischen der früheren und der jetzigen Welt um die Herrschaft über den menschlichen Geist.

Seuilleton.

Hans im Glück.

Roman von Henrik Pontoppidan.

Aus dem Dänischen überfetzt von Mathilde Mann.

65] Nachdruck verboten.

Er zuckte nervös zusammen. Die Tür hinter ihm wurde leicht geöffnet; Signe kehrte zurück.

„Du kannst gern hineingehen. Komm nur!“

Hans gelangte durch einen kleinen halbleeren Raum in die Wohnstube. Die Tür, die von hier aus in das Schlafzimmer führte, war nur angelehnt. Signe näherte sich ihr auf den Zehenspitzen, schob sie geräuschlos zurück und führte Hans an das Fußende des Bettes, das von der einen Seitenwand frei ins Zimmer hineinstand. Es war fast dunkel da drinnen, so daß er sich im ersten Augenblick nur schwer zurecht finden konnte.

Allmählich unterschied er jedoch die Umrisse eines eingeschrunzten Kopfes, der mit geschlossenen Augen halb auf der Seite — tief in ein großes Kissen versunken — in totendähnlichem Schlafe lag. Ein Frostschauer jagte Hans durch den ganzen Körper, aber irgendwelche Gemütsbewegung, über das unheimliche Gefühl hinausgehend, das der Anblick des Todes naurgemäß bei demjenigen hervorruft, für den das Leben ein Grauen ist, ergriff ihn nicht. Der Umstand, daß der Zustand des Vaters so offenbar jede Annäherung unmöglich machte, wirkte sehr beruhigend auf ihn. Am meisten hatte er sich davor gesürchtet, daß der Familieneifer noch im letzten Augenblick bestrebt sein würde, eine Veröhnung herbeizuführen. Er wünschte, daß er für sein Teil dem Vater nichts zu sagen

hatte, und was dieser etwa gewünscht haben könnte, ihm zu sagen, würde aller Wahrscheinlichkeit nach das Verhältnis nur verschlechtern und Anlaß zu einer Scene gegeben haben, die leicht einen ungemütlichen Charakter hätte annehmen können.

Als sich seine Augen allmählich an die Dunkelheit des Zimmers gewöhnt hatten, traten die Gesichtszüge und die ganze abgekehrte Gestalt des Schlafenden deutlicher hervor. Er sah, daß der Vater seinen starken Haarwuchs bewahrt hatte, der jedoch während der Krankheit alle Farbe verloren hatte. Das Gesicht hingegen war dunkel, fast bronzefärblich geworden, und man gewahrte keine Bewegung darin, obwohl ein paar Fliegen es unaufhörlich umkreisten und ihm hin und wieder auf der Stirn und den Wangen krabbelten. Es war, als ruhe schon der Friede der Ewigkeit über den geschlossenen Adern.

Die Krankenpflegerin, die am Waschtisch gestanden und den Schwamm ausgespült hatte, ging nun mit dem Waschbecken hinaus, und die beiden Geschwister blieben allein bei dem Kranken. Keines von beiden sprach. Signe hatte sich in einen niedrigen Lehnstuhl gesetzt, der neben dem Bett stand. Sie saß vornübergebeugt, die Hände auf den Knien gefaltet, und betrachtete den Vater mit einem fast verklärten Ausdruck von Schmerz und Liebe. Die großen, hellen Augen standen voller Tränen, und es zuckte um ihren Mund. Hin und wieder führte sie mit einer sanften Bewegung die Hand durch die Luft über dem Gesicht des Vaters hin, um die Fliegen fern zu halten.

Auf einmal hörte man etwas an der Wand krabbeln. Eine Tapetentür, die zu einer hinter dem Schlafzimmer gelegenen Fremdenstube führte, tat sich auf, und die kleine, trummgebeugte Gestalt der Mutter erschien in der Türöffnung.

Sie blieb einen Augenblick dort stehen, sich mit der einen, tastenden Hand an dem Türposten haltend, während sie die andre auf einen schwarzen Stuhl stützte. Nicht nur

war ihr Haar grau, waren die Silbe schärfer geworden, die gewaltige Seelenanspannung, die während des langen Krankenlagers des Vaters sie auf fast unnatürliche Weise aufrecht gehalten, hatte einen Ausdruck fremdartiger Strenge in dem Gesicht hervorgerufen, namentlich in den tiefliegenden, gleichsam heiligerisch in die Ferne starrenden Augen.

Die Ueberraschung verwirrte Hans. Und der Blick, der ihm jetzt aus diesen Augen begegnete, wie auch die Art und Weise, in der die Mutter, gleichsam abwehrend, die Hand ihm entgegenstreckte, machten ihn noch ungeschlüssiger. Es war klar, daß sie ein reuiges Geständnis von ihm erwartete; und eine Peinlichkeit standen sie einander gegenüber wie ein paar Bildsäulen. Doch, das Muttergefühl trug schließlich den Sieg davon. Während die Tränen an ihren Wangen herabrannten, nahm sie seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn auf die Stirn.

Signe, die aufgestanden war, half ihr nun, sich auf den Lehnstuhl neben das Bett zu setzen.

„So bist du also wirklich gekommen, Johann Andreas,“ sagte sie dann in einer vornübergebeugten, halb abgewendeten Stellung, die Hand vor den Augen, als ertrage sie doch seinen Anblick nicht so recht. „Weßhalb bist du nicht früher ge... . Jetzt ist es vielleicht zu spät.“

Es lag etwas in diesem Ausruf, das Hans aufhorchen ließ. „Zu spät“ — dachte er. Sie hatten also wirklich bis zuletzt — auf eine Veröhnung gehofft. Sie hatten seine Heimkehr wie einen Wühergang aufgefaßt. —

Die Mutter fing wieder an zu sprechen, im selben Augenblick aber kam die Krankenpflegerin mit einem älteren Mann aus dem Wohnzimmer.

Es war der Hausarzt, der seinen täglichen Vormittagsbesuch machte. Auf ein Zeichen der Mutter zogen sich Signe und Hans zurück, und die Krankenpflegerin schloß die Tür hinter ihnen.

Wir brauchen, um die gesellschaftliche Vergangenheit zu suchen, zu der der Katholizismus als politisches Programm gehört, nicht bis zum Mittelalter herabzusteigen. Eine so alte Ideologie hätte wohl schwerlich die Kraft, jetzt noch in der Politik irgendeinen Einfluß auszuüben. Die jetzige Macht des Zentrums stammt aus näherer Vergangenheit. Der Katholizismus war in Deutschland die ideologische Form, die geheiligte Fahne des Kampfes der Kleinbürgerlichen Schichten gegen den emporkommenden Großkapitalismus, und daher zugleich der partikuläristischen Interessen gegen das Großprekariat. In diesem Kampfe bildeten die unaufgeklärten Arbeiter den Schwanz der Kleinbürgerlichen Opposition, die auf dieser Stufe der Entwicklung sich als Vertreterin aller vom Kapital Bedrängten, also auch der Arbeiterklasse, fühlte. Aus dieser Periode des gemeinsamen Kampfes stammt der Einfluß und die Kraft der Ideologie, die ihm eine höhere Weihe gibt. Bei der Weiterentwicklung des Kapitalismus, mit dem Emporkommen einer sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, bricht die Kleinbürgerliche Opposition zusammen; sie sich zu den Ordnungsparteien scharen, ihr reaktionäres antikapitalistisches Ziel wird zum Aushängeschild und zum Gumbug. Ihre Anhänger halten dann noch lange mit Treue an der alten Fahne und der alten Ideologie fest, trotzdem diese jetzt des wirklichen Inhalts entbehrt. Und erst durch lange Praxis und langen inneren Kämpfen lernen sie die neuen Verhältnisse verstehen, soweit sie wenigstens Interesse daran haben, sie zu verstehen.

Eine Ideologie, wie z. B. eine religiöse Lehre, erhält ihren Einfluß also daher, daß sie früher der Ausdruck eines tatsächlichen großen Interessenkampfes war. Aber nur solange diese Interessen noch kräftig leben, vermag sie ihre Anhänger zu einer begeisterten Masse zusammenzubinden. Wenn sie durch eine zur leeren Hülle gewordenen Glaubensgemeinschaft binden will, was tatsächlich nicht mehr zusammengehört, muß sie scheitern. Gegen die jetzigen realen Masseninteressen der katholischen Arbeiter wird der Appell an den Glauben immer mehr seine Macht verlieren. Dieses Verhängnis wird das Zentrum immer mehr überholen; 1903 hat den Anfang von Ende seiner Herrlichkeit gebracht; 1908 wird dies weiterführen. Dazu wird jedes einzelne Ereignis der Zentrumspolitik seinen Beitrag liefern; und wenn dieser Prozeß sich einmal ganz vollzogen hat, steht die ganze Arbeiterchaft hinter unsrer Partei.

Reichstag.

139. Sitzung, Mittwoch, den 12. Dezember, nachmittags 1 Uhr.

Am Bundesratsstische: v. Arnim-Criewen, Frhr. v. Stengel.

Die Besprechung der beiden Interpellationen über die Fleischverteuerung wird fortgesetzt.

Abg. Dr. Baaske (nat.-lib.): Wir wünschen stabile Zollverhältnisse, erkennen aber die Existenz von Mißständen infolge der Fleischverteuerung an und werfen der Regierung vor, daß sie die im Volke entstandene Reueuthigung zu lange ignoriert hat. Die gestrige Erklärung hätte schon vor Monaten abgegeben werden können. Aber in der Regierung fehlt eben die einheitliche Leitung. Bei der Agitation laufen ungeheure Lieberhebungen unter. Eine Unterernährung findet nicht statt. Die Schweinepreise sind wieder im Sinken begriffen und an Jungvieh ist mancherorts sogar eine Ueberproduktion zu verzeichnen. (Lachen links.) Gestiegen sind eben alle Preise. Die Städte sollten auf die Schlachtsteuern und auf die hohen Profite aus den Schlachthäusern verzichten. Die kleineren und mittleren Weiber haben Anspruch auf den Schutz ihrer Viehproduktion. (Beifall rechts und bei den Nationalliberalen.)

Abg. Graf Schwerin: Ich verliest ein Flugblatt, dessen einzelne Sätze lebhaft Zustimmung bei den Sozialdemokraten finden. In dem Flugblatt werden die Arbeiter aufgefordert, sich der sozialdemokratischen Partei anzuschließen und den Vorwärts zu lesen. (Abg. O s s m a n n -Berlin ruft: Weiter vorwärts! Weiterkeit.) Dieses Flugblatt beweist, daß Ihre (zu den Sozialdemokraten) Interpellation nur zu Propagandazwecken eingebracht worden ist. Wollte man feste Preise, so hätte man den Weg beschreiten sollen, den der Antrag Ranig wies. (Bravol rechts.) Im glorreichen Jahre 1870/71 war der Fleischkonsum der Nation ein weit geringerer als heute. (Hört, hört! rechts.) Hoffentlich bewähret der neue Landwirtschaftsminister gegenüber dem agitatorischen Geschrei, dieselbe Festigkeit wie Herr v. Pod-

bielski. (Bravol rechts.) Abschaffung der städtischen Schlachtsteuer, Ermäßigung der Schlachthofgebühren und der Fleischbeschaugebühren, eine allgemeine Schlachtviehverversicherung und Vermehrung der Mittel zur Seuchenforschung sind die geeigneten Mittel, um der Fleischsteuerung, soweit eine solche besteht, Abhilfe zu schaffen. Unsere Fleischversorgung muß vom Auslande unabhängig bleiben, schon in Hinblick auf etwaige kriegerische Verwickelung. Unsere eigene Landwirtschaft kann und muß Deutschland mit gesundem Fleisch ausreichend versorgen. (Beifall rechts.)

Abg. Koranyi (Pole): Obwohl bei uns auch die Arbeiter an der Schweinezucht sich beteiligen, müssen wir doch betonen, daß unter der Fleischnot weite Kreise des Volkes gelitten haben und die verbündeten Regierungen längst energische Maßnahmen zu ihrer Beseitigung hätten treffen müssen. Die schlecht bezahlten oberösterreichischen Vergleute haben sich infolge des Schweinemangels nicht genügend ernähren können. Die Viehzentrale erbot sich zur Versorgung Oberösterreichs mit Schweinen, lieferte aber nur 684 Stück, wobei die Transportkosten noch außerordentlich hoch waren. Wir verlangen unumschränkte Oeffnung der russischen Grenze unter Anwendung der nötigen Schutzmaßnahmen. Die Not zeigt sich in Oberschlesien auch darin, daß Tausende von Personen täglich über die Grenze gehen, um dort Fleisch zu kaufen. (Bravol bei den Polen.)

Abg. Gamp (Reichsp.): Wenn den oberösterreichischen Bergarbeitern die Löhne zu niedrig sind, sollen sie an den Rhein gehen, da sind die Löhne doppelt so hoch. (Lachen bei den Soz.) Reines Ständes Einkommen ist so gestiegen, wie das der Industriearbeiter. Mancher Industriearbeiter verdient mehr als ein Amtsrichter. (Lachen bei den Soz.) Allerdings verdienen die Kinder mit. (Lachen links.) Man sagt, die Großgrundbesitzer leisten nichts für die Viehzucht. Nun, ich bin Großgrundbesitzer und züchte Schweine, ohne jeden Profit, bloß aus purem Anstandsgelüste. (Zuruf bei den Soz.: Edler Mann! Weiterkeit.) Ja, meine Herren, Sie besitzen kein Anstandsgelüste. (Vizepräsident Graf Stolberg Klingelt nicht. Unruhe links.) In Deutschland wird viel zu viel Fleisch beanstandet. Die Reichsinspektion ist ganz überflüssig. In Bayern kommt man auch ohne sie aus. In Berlin ist das Fleisch bloß darum so teuer, weil die Fleischerei keine Kinder mehr beschäftigen dürfen und weil es die Hausfrauen sich telephonisch bestellen, statt es sich selbst zu holen. — Herr Levi aus Halle, den Herr Scheidemann zitierte, weiß nicht einmal, daß ein Kind schwerer ist als ein Hammel. (Weiterkeit rechts.) Ich will jetzt Schluss machen, damit Herr Gothein auch noch reden kann. Die Reichsinspektion aber, die mir Herr Gothein angeboten hat, will ich nicht eingehen, weil ich mich seiner schätzlichen Lösung schuldig machen will. (Weiterkeit rechts.) Bilden Sie nicht immer auf das Ausland und lassen Sie der deutschen Viehzucht Berechtigten widerfahren. (Lebhafter Beifall rechts.)

Abg. Gothein (freis. Vg.): Ich werde nachher mit besonderem Vergnügen meinem lieben Gönner Gamp antworten. (Weiterkeit.) Der neue Landwirtschaftsminister ist dieselbe Nummer wie der alte, nur ein dünnerer Faden. — Gleich dem Grafen Caprivi halte ich die agrarische Gefahr für schlimmer als die sozialdemokratische. Wenn trotzdem viele freisinnige Wähler in Stichwahlen dem Agrarier den Vorrang geben, so liegt das an der vielfach gehässigen Agitation der Sozialdemokraten. Ich habe mich aber gefreut, daß in Baden sich sogar Nationalliberale bereit gefunden haben, für den Sozialdemokraten zu stimmen. Die Grenzverbre soll sich angeblich gegen die Seuchengefahr richten. Danach müßte sie in demselben Augenblick aufhören, in dem die Seuchengefahr beseitigt ist. Statt dessen sperrt man die Grenze gegen das nicht verseufte niederländische Vieh, läßt aber Vieh aus Ungarn ein, wo im letzten Jahre 100 Fälle von Seuche vorkamen. Die lange Seuchfahrt schließt auch nach dem Zugeständnis der Agrarier das Vieh gegen Seuche; trotzdem wird eine vierwöchige Quarantäne angewandt, die einem Einfuhrverbot gleichkommt. Man prophezeit uns das baldige Sinken der Schweinepreise; nun, ich erinnere an die berühmte Boddelskiprophezeiung und an die Erklärung, die er nachher dazu gab. Daher sind wir skeptisch gegen Prophezeiungen geworden. Die Landwirtschaftskammern haben Herrn Ring Geld zu dem bekannten Schwindelmannöver gegeben, durch das er Schweine nach Oberschlesien brachte, um das Vieh der Rottlage zu verfälschen und eine Einfuhr über das Kontingent hinaus zu verhindern. Ich mache besonders darauf aufmerksam, daß Landwirtschaftskammern, die staatlichen Zuschuß beziehen, aus öffentlichen Mitteln solche Schwindelmannöver unterstützt haben. Ich möchte sehen, ob sich eine Parlamentarier finden würde, die derartige Manöver macht. Daß die ganze Politik der Einfuhr wie der Einfuhrverbote auf die Verbindung des ausländischen Fleischimports zugeschnitten sind, zeigt sich u. a. auch darin, daß die Schweineeinfuhr aus Australien erlaubt ist. Eine so lange Seereise betragen nämlich die Schweine nicht, ich meine die tierischen Schweine. (Weiterkeit.) — Herr Gamp tat sich etwas zugute auf seine statistischen Angaben. Nun, die Statistik ist eine feile Dirne, welche beweist, was man von ihr bewiesen haben will. Der

neue Landwirtschaftsminister wollte behaupten, daß die Löhne mehr gestiegen sind als die Fleischpreise. Die Gewerbeaufsichtsbearbeiter sind anderer Ansicht. (Sehr richtig!) Uebrigens schwärmen doch gerade die Landwirte nicht für Erhöhung der Löhne. So scheint die westpreussische Landwirtschaftskammer aus lauter Kulinarik zu bestehen, weil sie chinesische Kulis einführen will. (Au! Au!-Rufe rechts.) Von der Rechts- und vom Zentrum wurde fortwährend auf die städtischen Schlachtsteuern Bezug genommen. In der Breslauer Stadterordnetenversammlung bin ich immer für Abschaffung der Schlachtsteuern eingetreten. Die Anhänger des Zentrums aber stimmten dagegen und als wenigstens eine Herabsetzung beschlossen wurde, versagte die Regierung ihre Zustimmung. (Hört, hört! bei den Freisinnigen.) Das Zentrum und die Rechte haben auch dagegen gestimmt, daß alle städtischen Schlachtsteuern von Reich wegen abgeschafft werden sollen. (Lebhafte Zustimmung bei den Freisinnigen.) Jetzt heißt es, daß 97 Prozent des Bedarfs durch die inländische Produktion gedeckt werden. 1898 sprach sich Graf Posadowski im entgegengekehrten Sinne aus. Was heißt überhaupt Bedarf? Wenn die Preise so in die Höhe getrieben werden, daß die breiten Massen kein Fleisch mehr kaufen können, dann sinkt natürlich der Verbrauch und damit der Bedarf. (Zustimmung bei den Freisinnigen.) Natürlich bedeutet das Unterernährung, und dadurch, daß auch der Milchpreis in die Höhe getrieben wird, nimmt diese Unterernährung noch zu. — In letzter Linie ist das Volk selbst schuld an der Fleischnot, weil es eine solche Mehrheit gewählt hat. Besserung kann nur eintreten, wenn mit dieser Mehrheit aufgeräumt wird. (Stürmisches Bravol bei den Freisinnigen, höhnisches Bravol rechts.)

Staatssekretär Graf Posadowski: Zu keiner Zeit hat das deutsche Volk so prosperiert wie jetzt. (Lebhafte Zustimmung rechts.) Viele andre Völker beneiden es um seine Prosperität. Ich habe nicht die städtischen Schlachtsteuern verteidigt, sondern bei den Tarifverhandlungen nur staatsrechtliche Ausführungen gegenüber den Anträgen in der Kommission gemacht. Bei der Beratung des Fleischbeschaugesetzes habe ich nicht erklärt, daß Schweinefleisch eingeführt werden müßte, sondern bin nur für die Zollfreiheit des Schweinefleischs eingetreten und das Schweinefleisch ist tatsächlich zollfrei geblieben. — Auf das allerentschiedenste protestiere ich dagegen, daß der Abg. Gothein hier die amtliche Statistik als eine feile Dirne bezeichnet hat, die sich nach den politischen Wünschen der Regierung richtet. Ich kann nur erklären, daß das reichsstatistische Amt in keiner Hinsicht beeinflusst wird. (Lebhafte Beifall rechts und im Zentrum.) Die Persönlichkeit des Präsidenten dieses Amtes sollte allein schon derartige Angriffe unzulässig machen. Die Frage des Fleischbedarfs hat mit dem Seuchengesch nicht zu tun. Wenn die Einfuhr ausländischen Viehs die Landwirtschaft mit Seuchen bedroht, so muß die Einfuhr eben unterbleiben, auch wenn die Preise noch so hoch sind. Es handelt sich nicht um willkürliche Regierungsakte, sondern um einen gesetzlichen Zustand, den die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches sanktioniert haben. (Beifall rechts.)

Präsident Graf Balkestein stellt fest, daß der Abg. Gothein den Ausdruck „feile Dirne“ nicht auf das statistische Amt, sondern nur auf die Statistiken im allgemeinen angewendet hat. Hierauf vertritt sich das Haus.

Der Präsident schlägt vor, auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu setzen: 1. Zweite Lesung der Kolonialkredite. 2. Fortsetzung der heutigen Beratung.

Abg. Singer (Soz.): Die Besprechung als ersten Punkt zu setzen der außerordentlichen Wichtigkeit der Sache wegen.

Der Antrag Singer wird gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und Freisinnigen abgelehnt.

Es bleibt beim Vorschlag des Präsidenten. Nächste Sitzung Donnerstag 1 Uhr.

Die Revolution in Russland.

Der Skandal.

Aus Petersburg schreibt man uns vom 8. Dezember: Alles überaus herrscht jetzt der Biergenussstand. Die Zeitungen, die Menschen auf der Straße, in den Restaurationen, in den „Sphären“, in den verschiedenen Parteien besprechen das große sensationelle Ereignis, das, so ist die allgemeine Ansicht hier, eigentlich sich erst im ersten Stadium befindet und in seiner weiteren Entwicklung die sensationellsten Ueberstärkungen verspricht. Nicht als ob es ein Geheimnis bisher gewesen wäre, daß die Bureaucratie trübsalig und zwar mit einem Zug ins Große zieht, das Ereignis liegt in der Tatsache der öffentlichen Verhandlung der ganzen Affäre, was noch vor kurzem nicht möglich gewesen wäre. Daß ein Minister in der Presse als ein Dieb be-

Gans sah die Mutter an jenem Tage nicht mehr, und überhaupt wurde seine Rückkehr nicht zu dem Ereignis, zu dem sie sich unter andern Umständen gestaltet haben würde. Der Zustand es Vaters nahm natürlich alle Sinne und Gedanken in Anspruch, und trotz der Stille herrschte eine große Geschäftigkeit im Hause. Bald sollten Umschläge warm gemacht, bald Medizin geholt werden, ganz abgesehen davon, daß ununterbrochen von Leuten aus der Stadt geschickt wurde, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Außerdem erwartete man im Laufe des Tages noch zwei von den abwesenden Geschwistern, nämlich den Bruder, der Kaplan auf Föhnen war, und eine Schwester, die einen Arzt in einem der kleinen Städtchen am Limfjord geheiratet hatte. Auch für diese mußten Zimmer zurecht gemacht werden, so daß alle vollauf zu tun hatten.

Gans war sein altes Mansardenstübchen zuerteilt worden, und hier verbrachte er bald den ganzen Tag, teils mit vergeblichen Versuchen, zu schlafen, und sich nach der Reise auszurufen, teils damit beschäftigt, an Jakob zu schreiben. Aus Schicksalsgründen hatte er beschlossen, seine ursprüngliche Absicht aufzugeben und hier zu bleiben, bis der Vater gestorben war — das würde allem Anschein nach nicht mehr lange währen. Er fühlte sich beunruhigt und niedergedrückt. Er bereute freilich nicht, daß er hergekommen war, aber er wünschte doch, daß das Ganze vorüber sei. Er hatte bisher erst einmal einen Menschen sterben sehen; das war an jenem Tag in Ryboder, als der alte Oberbootmann fast leblos von seinem Spaziergang nach Hause gebracht war. Die unheimlichen Erinnerungen, die sich an diesen Todesfall knüpften, die Angst des Oberbootmanns und der Schrecken der andern, verfolgten ihn hier die ganze Zeit.

Gegen Abend trafen die beiden erwarteten Geschwister, Thomas und Ingrid, ein, die letztere in Begleitung ihres Vaters. Thomas war ein rotwangiger Theologe mit geistlichem Wesen, hinter dem sich viel Gefühl und ein starker, aber etwas verkrüppelter Ehrgeiz verbarg. Ingrid war

eine kleine, selbstgefällige Kleinstädterin, eine Vollblut-Eidienus, in deren Augen Rögstör eine Stadt von Bedeutung war, weil sie und ihr Mann und ihre Kinder dort wohnten.

Der Vater hatte ein paarmal im Laufe des Tages die Augen aufgeschlagen und schien dann ganz klar zu sein; er hatte sich aber nur schwer verständlich machen können und war nach Verlauf von wenigen Minuten wieder in Bewußtlosigkeit versunken.

Der Arzt war gerade bei ihm auf seinem Abendbesuch. Als er aus dem Krankenzimmer trat, sagte er zu Signe, die ihn auf die Diele hinausbegleitete:

„Ich will Ihnen nicht verbergen, daß Ihr Vater kaum die Nacht überleben wird. Ich erwarte, daß Sie mich rufen lassen, falls meine Anwesenheit erwünscht sein sollte.“

Seine Voraussetzung traf ein. Die Uhr war eben zwei in der Nacht, als alle im Hause geweckt wurden; die Todesstunde war gekommen. Gans, der, ermüdet von der Reise und verwirrt von dem fast ununterbrochenen Wachen während der letzten achtundvierzig Stunden, in einen schweren Schlaf gefallen war, konnte sich anfänglich gar nicht besinnen, wo er sich befand. Er war im Traum in Berlin gewesen in Gesellschaft von Fritjof und einigen von dessen Kunstgenossen. Sie waren gerade mit einer Droschke nach ihrer Stammkneipe in der Leipziger Straße gefahren, als sich die Tür zu seiner Kammer auftrat und Signe mit einem Licht in der Hand erschien und ihn bat, hinunterzukommen.

In dem Augenblick, als es ihm klar wurde, wo er sich befand, und was die Worte der Schwester bedeuteten, fing er an, vor Rälte zu zittern. Der Uebergang von dem fröhlichen Treiben der Weltstadt zu der stillen Todesstille der Schwester war selbst seiner Geisteskonstitution zu stark. Noch kurze Zeit, nachdem er schon angezogen war, mußte er in der Kammer auf und nieder gehen, um sich einigermaßen wieder zu beruhigen.

Als er dann hinunterkam, fand er alle seine Geschwister

versammelt; die meisten von ihnen waren gar nicht zu Bett gewesen, sondern hatten ringsumher auf Lehnhühlen und Sofas ein wenig geschlummert, um dem Vater so nahe wie möglich zu sein, und um gleich bei ihm sein zu können, falls etwas eintreten sollte. Das Wohnzimmer war hell erleuchtet, und die beiden Türflügel nach dem Schlafzimmer waren zurückgeschlagen. Da drinnen brannte nur eine kleine Nachtlampe. Sie stand auf einem Tisch am Kopfende des Bettes und warf einen schwachen Lichtschein auf die eine Seite von des Vaters weißer Gestalt, die andre lag im Dunkeln.

Um ihm das Atmen zu erleichtern, hatte man ihn ein wenig aufgerichtet und ihn mit Kissen gestützt. Er war bei vollem Bewußtsein, aber er konnte nicht sprechen, auch die schwarzblauen Augenlider vermochte er nicht mehr zu heben. Er hatte gerade angefangen, Abschied von seinen Kindern zu nehmen. Eins nach dem andern traten sie an das Bett, und wenn sie seine Hand ergriffen hatten, die schwer und kraftlos auf der Bettdecke lag, nannte ihm die Mutter ihren Namen. Sie sah in ihrem niedrigen Korbstuhl am Kopfende des Bettes, gegenüber der Seite, an der der Tisch mit der Nachtlampe stand.

Gans fühlte sich sehr unbehaglich bei diesem feterlichen Abschiednehmen, um so mehr, als er gehofft hatte, davon verschont zu bleiben. Er hielt sich so lange wie möglich zurück; schließlich mußte aber auch er an das Bett herantreten, und als er die bereits grabeskalte Hand des Vaters fühlte und die Mutter mit (wie es ihm schien) erhobener Stimme seinen Namen nennen hörte, stieg ein eisiges Gefühl des Unbehagens in ihm auf, und nur der Gedanke, daß er von seinen Geschwistern beobachtet würde — sie umstanden jetzt alle das Bett — verlieh ihm die Kraft, den Ausbruch in seinem Gesicht zu beherrschen. Er hatte einen Augenblick ein ganz erdrückendes Gefühl, als sei er vor einen überirdischen Richter gerufen.

(Fortsetzung folgt.)